

Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne
hrsg. von Joachim Schlör
Band 20

Heinemann Stern

Jüdische Jugend im Umbruch

Briefe nach Berlin und Rio de Janeiro, 1937–1953

Herausgegeben, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen
von Aubrey Pomerance, Eva Rohland und Joachim Schlör

Mit einem Grußwort von Martin Hochdorf, s. A.

Neofelis Verlag

Inhalt

Martin Hochdorf
Grußwort 7

Aubrey Pomerance / Eva Robland / Joachim Schlör
Zur Einführung 9

Jüdische Jugend im Umbruch

Heinemann Stern
Geleitwort 25

I Berta Jassy 29

II Ursel Cohn de Stark 35

III Martin Hochdorf 55

IV Cecilie Stein 89

V Marianne Jaffe 95

VI Arno Meyrowitz 99

VII Lotte [Nachname unbekannt] 103

VII Joachim Josef Westheimer 105

IX Gerald Westheimer 107

X Lotte Fink 109

XI Edith Becker-Jedwab 113

XII Heinz Pulvermann 129

XIII Isi Laufer 153

XIV Margot Silbermann 157

XV Margot Weintraub 171

XVI Ursel Simon 173

XVII D. G. 179

XVIII Gerda Flatow 181

XIX Ilse Levin 201

XX [Hans?] Lax 203

XXI	Irene Scholem	207
XXII	Ruth Hieronymus	213
XXIII	Wilma Soberski	217
XXIV	Rosemarie und Hannelore Hess	221
XXV	Anni Kornreich	223
XXVI	Gisela Scheer	225
XXVII	Gerda Gutfreund	275
XXVIII	Ludwig Fried	283
XXIX	Erwin Goldberg	287
XXX	Inge Deutschkron	291
XXXI	Ursel Finke	317
XXXII	Heinz Baran	349
XXXIII	Salo Sebel	355
XXXIV	Eva Wahrhaftig	361
	Abbildungsverzeichnis	363



Abb. 1: Martin Hochdorf, New York 2017.

Grußwort

Es ist mir eine unerwartete Freude und große Ehre, einige einleitende Worte der Sammlung von Briefwechseln zwischen Dr. Heinemann Stern, Leiter der Jüdischen Mittelschule in Berlin, Große Hamburger Straße in den dreißiger Jahren, und seinen ehemaligen Schülern beizusteuern.

Einer großen Menge von uns in Berlin – wie auch anderswo – wurde zu der Zeit der weitere Zugang auf allgemeine Schulen wegen unserer Religion untersagt, aber Dr. Stern gelang es, uns in seine schon stark besetzte Mittelschule aufzunehmen und weiter auszubilden.

Unsere Lehrer dort wiesen uns besonders auf die Notwendigkeit hin, Fremdsprachen zu beherrschen, falls wir das Glück haben sollten, auswandern zu können. Meine auf diese Weise erworbenen Sprachkenntnisse ermöglichten es mir gleich nach meiner Ankunft in New York, in eine High School aufgenommen zu werden. Auch in allgemeinen Fächern wie Mathematik, Geschichte und Literatur wurden wir gut geschult, und das ermöglichte mir, später eine Universität zu besuchen.

Als Schüler fanden wir uns in einer jüdischen Umgebung – frei von antisemitischen Mitschülern. Stattdessen waren jüdische Geschichte und Hebräisch auf dem Stundenplan.

Eine Anzahl von uns Schülern war jahrelang im Briefwechsel mit Dr. Stern nach unserer Auswanderung, auch seiner: nach Brasilien. Er hat uns weiter Rat gegeben und unsere Erfolge in der Fremde gepriesen. Eine meiner Mitschülerinnen hat seinen Einfluss ausgedehnt durch Übersetzung einiger Kapitel seines Buches *Warum hassen sie uns eigentlich?* für ihre Kinder. Wir veranstalteten sogar eine *reunion* von drei ehemaligen Schülern der Großen Hamburger zur Zeit der Hochzeit von zwei Enkelkindern dieser Ehemaligen.

Ich wünsche dieser Sammlung noch viele Leser, und hoffentlich erreicht sie noch einige, die wie ich das Glück hatten, Dr. Stern in ihrer Jugend als Schulmeister zu schätzen.

Martin Hochdorf
New York, im Januar 2018

Zur Einführung

„Heute weiß ich, dass die meisten von denen, die ich im Schatten zurückgelassen hatte, auch im Schatten geblieben sind“, konstatiert Heinemann Stern in der im Mai 1952 in Rio de Janeiro verfassten Einleitung der von ihm zusammengestellten, aber nie publizierten Briefe seiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler der Mittelschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Diese Briefe erreichten ihn in der brasilianischen Emigration, sie stammen von Orten auf der ganzen Erde, aber sie haben einen gemeinsamen Bezugspunkt: das Schulhaus in der Großen Hamburger Straße. Der Lehrer und seine Briefpartner haben ihre Erinnerungen an die Schule, an das Gebäude, an die Stadt Berlin – wenn sie denn auswandern konnten – mit in die Emigration genommen; noch während der NS-Herrschaft, die sie vertrieben hat, und vor allem nach der Befreiung Deutschlands und dem Ende des Terrors tauschten sie sich darüber und über ihre so weit verstreuten und so unterschiedlich verlaufenen Lebenswege aus.

Wer heute durch die Große Hamburger Straße geht, im Herzen der Spandauer Vorstadt von Berlin, findet dort Überreste, die zugleich von der Entstehung und von der Zerstörung jüdischen Lebens in Berlin berichten. 1671 legte die kleine Gemeinde, aus Wien vertrieben und vom Großen Kurfürsten zur Förderung der Wirtschaft Brandenburgs eingeladen, dort ihren ersten Friedhof an, er wurde in den 1820er Jahren geschlossen, als die Gemeinde beträchtlich angewachsen war und sich wie ihre christlichen Nachbarn neue Begräbnisplätze außerhalb des alten Stadtzentrums einrichtete. Heute befindet sich dort ein eingezäunter Park, worin auch ein neu errichteter Grabstein für Moses Mendelssohn (1729–1786) zu sehen ist, ein Memorial für die zentrale Persönlichkeit der jüdischen Aufklärung und Symbol der besonderen Beziehung zwischen dieser Gemeinde und ihrer Stadt. Mendelssohns Grab wurde wie der gesamte Friedhof unter der NS-Herrschaft zerstört und in den letzten Kriegstagen verwüstet. Das muss man wissen, sonst sieht man es nicht – „Mißtraut den Grünanlagen“,¹ hatte Heinz Knobloch schon in den frühen achtziger Jahren geschrieben. In der Nachbarschaft entstand ein Altenheim, das im zehnten Jahr der nationalsozialistischen Herrschaft, 1942, von der Gestapo zum Deportationssammellager bestimmt wurde.

1 Mit diesem Satz beginnt Heinz Knobloch: *Herr Moses in Berlin. Auf den Spuren eines Menschenfreundes*. Berlin/DDR: Buchverlag Der Morgen 1979, S. 5.

Hier mussten sich die Juden vor der Deportation einfinden, oder sie wurden von der Gestapo dorthin eingeliefert, wenn sie versucht hatten, sich der Deportation zu entziehen. Im Sammellager wurde das Gepäck der Juden durchsucht, und Finanzbeamte erklärten ihnen, dass ihr Vermögen eingezogen wurde. Von hier wurden die Juden dann zu den Deportationsbahnhöfen [Grunewaldrampe] gebracht.²

Das Gebäude wurde im Krieg beschädigt und in der Nachkriegszeit abgetragen, in den achtziger Jahren wurde an seiner Stelle ein Mahnmal errichtet, das an die Deportationen erinnert, es wurde 1985 durch eine Figurengruppe von Fritz Cremer ergänzt. Auf dem benachbarten Grundstück befand sich die Schule, von der in diesen Briefen die Rede ist und die heute unter dem Namen „Jüdisches Gymnasium Moses Mendelssohn“ firmiert. So treffen sich hier Vergangenheit und Gegenwart, Anfang und Ende, Erinnerung und Vergessen oder, um es mit Heinemann Stern zu sagen, Licht und Schatten der deutsch-jüdischen Geschichte.

Die von David Friedländer mit Isaak Daniel Itzig und Hartwig Wessely 1778 begründete erste jüdische Freischule Deutschlands ermöglichte im aufklärerischen Geist Moses Mendelssohns Juden und Nichtjuden, vornehmlich aus sozial schwächeren Schichten, einen Zugang zur Bildung – das symbolisieren die beiden Skulpturen eines nackten und eines bekleideten Knaben über dem Schuleingang.³ 1862 vom ursprünglichen Standort in der Rosenstraße hierher eingezogen, bildete die Schule einen der wesentlichen Grundpfeiler der deutsch-jüdischen Kultur in der deutschen Hauptstadt, die auch als ‚Traum- und Sehnsuchtsort‘ von Juden aus ganz Europa galt.

Hier wirkte Heinemann Stern. Am 21. Dezember 1878 in Nordeck geboren, trat er aus eigenem Wunsch heraus nach der dortigen Reifeprüfung die Lehrerausbildung in Hannover an. Anschließend unterrichtete er die Fächer Religion, Deutsch und Geschichte in Guntersblum im Rheinland, in Sarstedt, Sachsen, in Repzin, Pommern und seit 1906 in Tarnowitz in Oberschlesien. Nachdem er im Ersten Weltkrieg unter anderem in Konstantinopel stationiert war, optierte er 1921 für die deutsche Staatsbürgerschaft und zog nach Berlin. Von nun an wirkte er an der Jüdischen Knabenschule. Höhepunkte seiner Laufbahn bilden seine Direktorenschaft dieser Schule von 1931–1939, sein Vorsitz des Jüdischen Lehrerverbandes und sein Aufstieg zum Mitglied des Hauptvorstandes des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der ihm politische Heimat blieb. Für den Centralverein verfasste er die apologetischen Streitschriften *Angriff und Abwehr* (1924) und *Warum sind wir Deutsche?* (1926). Zeit seines Lebens blieb Stern den zionistischen, aber auch den orthodoxen Stimmen im Judentum gegenüber kritisch eingestellt.⁴

2 Christoph Kreuzmüller: Berlin – Große Hamburger Straße – Mahnmal Deportationssammellager in Berlin. <https://www.erinnerungsorte.org/denkmaeler-gedenktafeln/mpc/Memorial/mpa/show/mp-place/berlin-grosse-hamburger-strasse-pomnik-upamieninajacy-zbiorczy-obozy-deportacyjnny-w-berlinie/> (Zugriff am 14.08.2019).

3 Vgl. zur Geschichte der Schule Ingrid Lohmann (Hrsg.): *Chevrat Chinuch Nearim. Die jüdische Freischule in Berlin (1778–1825) im Umfeld preußischer Bildungspolitik und jüdischer Kultusreform. Eine Quellensammlung*. Münster: Waxmann 2001; Dirk Külow: *Schalom und Alefbet. Die Geschichte des Jüdischen Gymnasiums*. Berlin: Hentrich & Hentrich 2015.

4 Vgl. Rebekka Denz: *Bürgerlich, jüdisch, weiblich. Frauen im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (1918–1938)*. Berlin: Neofelis (im Erscheinen).

Konservativ liberaler Gesinnung war er Mitglied der liberalen Fraktion des Großrats des Preußischen Landesverbandes Jüdischer Gemeinden und Logenbruder der Timmendorfer Loge. 1932 promovierte er an der Universität Hamburg über das „Interesse der Schüler am Aufsatzunterricht“. Seine Überlegungen kreisten um die didaktischen Prinzipien von Anschaulichkeit und Exemplarität – wie schon in der 1924 verfassten *Psychologie des Religionsunterrichts*.⁵ Mit dem Beginn der NS-Herrschaft wurde seine Schule zu einem der zentralen Orte, an denen über die Zukunft der deutschen Juden nachgedacht wurde. Viele jüdische Schüler mussten ihre bisherigen Lernorte verlassen und wechselten in die Große Hamburger Straße, 1935 wurden 1.052 Schüler – das waren 25 Klassen mit zum Teil 50–60 Schülern – hier unterrichtet. Nach den Novemberpogromen des Jahres 1938 setzte aber ein Rückgang ein. Die vom NS-Regime organisierten Gewaltmaßnahmen machten auch vor dem Schulleben nicht halt. Stern erinnert sich:

Die Zügellosigkeit, die im Zusammenhang mit den Vorgängen einriß, ergriff vor allem die Jugendlichen, die ihre Judenhetze auf eigene Faust unternahmen. Einer solchen „Einzelaktion“ fiel auch unser Mendelssohndenkmäl zum Opfer. [...] Eines Morgens fanden wir die Büste zu Füßen des Sockels, die Umzäunung des Gartens niedergedrückt und diesen selbst verwüstet.⁶

Ostern 1939 waren es nur noch ca. 380 Schüler, bis diese Institution wie alle jüdischen Schulen im Sommer 1942 von den Nationalsozialisten verboten wurde.⁷ Das jüdische Schulwesen hatte in den Jahren der systematischen Verfolgung und Ausgrenzung von Juden bis 1938 einen Aufschwung erlebt, den der deutsch-jüdische Pädagoge und Philosoph Ernst Simon als „Aufbau im Untergang“⁸ umschrieb. Eindringlich klingt das Paradox in den Worten Leo Baecks am 10. Januar 1937 in einer Sitzung des Oberrats der Israeliten Badens an: „Es [das jüdische Schulwesen] ist vielleicht das Schönste, was in den letzten Jahren geschaffen worden ist.“⁹ So „gelang die Errichtung eines eigenständigen jüdisch geprägten Schulsystems, das den Schülern – und teilweise auch den in ihm tätigen bisher völlig assimilierten Lehrern jüdischer Herkunft – neue, jüdische Identität vermittelte und sie gleichzeitig auf die Auswanderung vorbereitete“¹⁰. Dabei war Heinemann Stern aktiv beteiligt, noch im August 1938 konnte er *Die Didaktik der jüdischen Schule* herausgeben.¹¹ Hans Ch. Meyer kommentiert in seiner Einleitung zu Sterns Erinnerungen: „Stern war immer mehr Praktiker als Theoretiker, aber ein Praktiker, der sich jeweils

5 Heinemann Stern: *Psychologie des Religionsunterrichts mit besonderer Berücksichtigung des jüdischen*. Berlin: Philo 1924.

6 Heinemann Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich? Jüdisches Leben zwischen den Kriegen*. Düsseldorf: Droste 1970, S. 301.

7 Hermann Simon: Vorwort In: Ludwig Geiger: *Geschichte der Juden in Berlin. Festschrift zur zweiten Säkular-Feier (1871–1890)*. Leipzig: Zentralantiquariat der DDR 1988, S. VII–XLII, hier S. XVIII.

8 Ernst Simon: *Aufbau im Untergang*. Tübingen: Mohr Siebeck 1959.

9 Zit. n. Joseph Walk: *Jüdische Schule und Erziehung im Dritten Reich*. Frankfurt am Main: Hein 1991, S. 9.

10 Peter W. Schmidt (Hrsg.): *Judenfeindschaft und Schule in Deutschland 1933–1945. Materialien zur Ausstellung der Forschungsstelle für Schulgeschichte an der Pädagogischen Hochschule Weingarten*. Weingarten 1988, S. 6.

11 Heinemann Stern: *Die Didaktik der jüdischen Schule*. Berlin: Vortrupp, Jüdischer Buchverlag 1938.

Gedanken machte darüber, was eigentlich praktiziert werden soll.“¹² Heinemann Stern selbst schreibt in diesen Erinnerungen:

So war die Schule wirklich eine wahrhaftige Heimstätte für unsere Schüler, ein „buen retiro“ vor der Misere draußen, und wenn die ganz schlimmen Tage und Stunden kamen, da der Unterricht so ganz und gar nebensächlich schien, dann habe ich mit Nachdruck darauf bestanden, daß die Schule offen bleibe als Zufluchtsort; denn nirgend sonst, nicht einmal zu Hause, waren die Kinder besser aufgehoben als hier. Ob sie das auch selber gewußt haben?¹³

Ein „buen retiro“ – das schreibt Stern schon in Südamerika. Am 15. Dezember 1938 kurz vor seinem sechzigsten Geburtstag verabschiedete sich Stern als Schulleiter nach einer wechselvollen vierzigjährigen Schullaufbahn. Schon 1934 hatte sich seine Tochter Gretel mit 24 Jahren für die Alijah nach Palästina entschieden und war, unter dem hebräischen Namen Miriam, in den südlich von Tel Aviv gelegenen Kibbutz Dorot gezogen. Am 1. März 1937 emigrierte der Sohn Lutz aufgrund der ausbildungstechnischen und beruflichen Zwangslage unter der nationalsozialistischen Diktatur nach Rio de Janeiro. „Als Autoschlosser u. Radiotechniker kann er etwas leisten, wenn er auch keine schulmäßige, abgeschlossene Ausbildung hat. [...] Diese Jugend ist bewundernswert: ohne Geld, oft ohne ausreichende Ausbildung bricht sie die Brücken hinter sich ab u. stellt sich ganz auf sich selbst“¹⁴, notiert Stern am Tag seines eigenen Aufbruchs in sein Tagebuch. Die Entscheidung, gemeinsam mit seiner Frau Johanna Stern dem Sohn Lutz nach Brasilien zu folgen, fiel ihm existentiell schwer. Der Vorschlag der Jüdischen Gemeinde, das Amt des auswandernden Dr. Fritz Bamberger als pädagogischer Sachverwalter der Gemeinde zu übernehmen, erleichterte sie, vereinfachte sie aber nicht. Denn das Direktorenamt musste er niederlegen.¹⁵

Drei Wochen trug ich das Abschiedsgesuch mit mir herum; zweimal habe ich es aus dem Einwurf des Briefkastens wieder zurückgezogen, und als ich es beim drittenmal hatte fallen lassen, war mir zumute, als hätte ich selber meinen Lebensfaden zerschnitten.¹⁶

Er nahm sich vor, wenigstens mit den Schülern des letzten Jahrgangs in Verbindung zu bleiben. Von Rio aus führte er einen intellektuell anregenden, umfangreichen Austausch mit Martin Hochdorf. Ein gewidmetes Exemplar der *Psychologie* schickte er von Rio nach New York.¹⁷ Über gute zehn Jahre begleiten wir in diesem Briefwechsel Martin Hochdorf von New York nach Tennessee und Tucson. Und während all dieser Jahre treffen andere Briefe – Lebenszeichen – in Rio ein.

12 Hans-Ch. Meyer: Heinemann Stern – eine Einführung. In: Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich?*, S. 9–17, hier S. 11.

13 Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich?*, S. 231.

14 Heinemann Stern: Tagebuch. CAHJP, P 132/9, S. 138.

15 Sein Nachfolger wird der Konrektor und Lehrer für Geographie und Naturwissenschaften. Dr. Georg Feige.

16 Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich?*, S. 308.

17 Das Exemplar befindet sich heute im Archiv des Jüdischen Museums Berlin.

Ein Ehemaliger schreibt aus England: „ich habe Heimweh nach der Mittelschule“. Eine Ehemalige, ebenfalls dort: „Wenn ich darüber nachdenke, welch schöne Zeit wir alle noch unter Ihrer lieben Leitung gehabt haben ... denn die Zeit kommt doch sicher nicht wieder.“ „Ich glaube, ich darf nicht zurückdenken: Agnetendorf? Hundertjahrfeier, Goethe-, Schillerfeier, Händel-, Brahmsfeier, Abschiedsfeier, Purim-, Chanukafeiern, Extraveranstaltungen ...?“ – Und eine andere aus Berlin: „und ich fühle mich mit Ihrer Schule, in der ich nur ein Jahr war, verwachsener als mit der Schule, in der ich neun Jahre lang war.“¹⁸

Die hier versammelten Briefe erzählen, wie die deutsch-jüdischen Jugendlichen diese „Feuerprobe bestanden, vor die ein Schicksal ohnegleichen jemals eine Jugendgeneration gestellt hat“¹⁹. Diese „tröstende Gewissheit, die in eine hoffnungsvollere jüdische Zukunft weist“²⁰, bildete für Stern die Hauptmotivation für die schon seit langem geplante Herausgabe der Briefe. Sie legitimiert, wie er in seinem Geleitwort erklärt, das Öffentlichmachen von Inhalten privater Natur. Zeit seines Lebens hat er sich um die Veröffentlichung der rund zweihundert Briefe bemüht. Dafür hat er sie ausgewählt, ediert, anonymisiert und mit einem Geleitwort versehen. In diesem bekennt er den Wunsch, dass es einmal als sein „letzter Gruß gelten“ möge. Dafür paraphrasiert er die letzten Zeilen des Abschiedsgedichts seiner Schülerinnen und Schüler von 1938: „Denn ein Teil von unserem Leben war doch in Ihre Hand gegeben.“²¹

Wohl aus dieser Verantwortung heraus hat Stern beschlossen, die Briefe nicht einfach so, wie sie waren, abzudrucken. Er ließ sie abschreiben, er verwendete Namenskürzel, die im Alphabet um einen (oder seltener zwei) Buchstaben nach vorne gerückt waren, er versuchte, aus dem Persönlichen etwas Allgemeines herauszuarbeiten und die Briefsammlung als ganze als Beleg dafür zu nehmen, was Menschen im 20. Jahrhundert geschehen ist und wie sie auf die Herausforderung von Verfolgung, Vertreibung und Neuanfang im Exil reagiert haben: „Ihrer Bestimmung entsprechend schließt die Briefsammlung in jedem Einzelfall mit der Stabilisierung der Situation des jeweiligen ‚Korrespondenten‘.“²² Das schreibt Stern am 9. Februar 1956 aus Rio de Janeiro an Dr. Alfred Wiener in London. Der aus einer schlesisch-jüdischen Familie stammende Wissenschaftler war vor 1933 Syndikus des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und befasste sich bereits seit 1928 im „Büro Wilhelmstraße“ damit, nationalsozialistische und antisemitische Aktivitäten zu dokumentieren. In Amsterdam gründete er 1933 mit David Cohen das Jewish Central Information Office (JCIO) und konnte dessen Unterlagen 1939 nach London mitnehmen. Die daraus 1945 entstandene Wiener Library gilt als das älteste Holocaust-Dokumentationszentrum der Welt. Heinemann Stern wollte Wiener also die Briefsammlung anvertrauen – allerdings erschien eine Publikation den Londonern als verfrüht. Im Brief heißt es weiter:

18 Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich?*, S.308.

19 Vgl. Heinemann Stern: Geleitwort, in diesem Band.

20 Ebd.

21 Das Konvolut Stern, *Heinemann, Jewish Educator* befindet sich in den Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP), Jerusalem, Private Collections, P132, das undatierte Blatt mit dem Gedicht in CAHJP, P 132/1.

22 Ebd.

Mein lieber Dr. Wiener, natürlich hat mich die überaus freundliche Annahme der Briefe höchlich erfreut, u. Frau Dr. Reichmann danke ich herzlichst für die wirklich ehrenvolle Beurteilung. [...] Nun aber, mein lieber, verehrter Herr Wiener, eine bittere Schlussbetrachtung. Drei opera [Werke] haben Sie von mir, u. alle haben Sie als wertvoll anerkannt. Aber nichts kann herausgebracht werden! Briefe kann man natürlich nicht bei Lebzeiten veröffentlichen. Aber soll das alles im Archiv verstauben? Wenn die Briefe wirklich ein einmaliges Dokument darstellen, warum soll es nicht später einmal in die Öffentlichkeit kommen?²³

Nun sind auch seit diesem Briefwechsel mit Alfred Wiener mehr als 60 Jahre vergangen, und noch immer „verstauben“ die Briefe im Archiv. Im Einvernehmen mit dem Leo Baeck Institut und den Central Archives for the History of the Jewish People sowie nach Absprache mit den wenigen noch lebenden ehemaligen Schülern beziehungsweise deren Nachkommen haben wir beschlossen, das Dokument, so wie es überliefert wurde, zu veröffentlichen und Ergänzungen oder Erläuterungen einzufügen, wo es uns nötig und möglich erschien. Denn sie geben trotz der von Stern vorgenommenen Kürzungen doch einen unverstellten Blick auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts, vermittelt über die Lebensumstände einer Gruppe von Menschen, die durch die historischen Ereignisse auseinandergetrieben wurde und dennoch einen Zusammenhalt aufrecht zu erhalten suchte: durch die Briefe.

Entsetzt hatten Sterns Schülerinnen 1938 auf die Ankündigung seines eigenen Aufbruchs reagiert: „Meine Mädchen waren fassungslos u. einige weinten, als ich ihnen die Neuigkeit mitteilte.“²⁴ Das Personalpronomen zeigt die in den Briefen, nicht nur in der Anrede als „Vize-Papa“ oder „Mutti Stern“, zum Ausdruck kommende, teils schon familiäre Verbundenheit an. Tatsächlich überwiegt mit 25 von 33 die Anzahl der Schreiberinnen, was die Briefe für die Erforschung weiblicher Erfahrungen in der Emigration interessant macht. Aus den Briefen von Ursel Cohn de Stark aus Argentinien erfährt Stern, dass sich die enge Gruppe von Schülerinnen um Heinemann Stern selbst als „Bobbymädels“ bezeichnete.²⁵ Eine derjenigen unter der Abschiedsgesellschaft, die ihn und seine Frau Johanna am 29. April 1940 um 7 Uhr abends zum Anhalter Bahnhof in Berlin brachten, war Anni Kornreich.²⁶ Nur einen Brief würde sie ihm schicken können. „Verschollen“ muss Heinemann Stern neben ihren Namen in dem „Verzeichnis der Briefeschreiber“ vermerken.²⁷ In ihrem Brief verleiht sie ihren Gefühlen des Verlassenseins, der Hilflosigkeit, aber auch des Neids Ausdruck, um sie dann zu relativieren.

[Kein] Mensch konnte Ihnen aufrichtiger wünschen, dass alles gut geht, wie ich, obgleich ich doch nur verlieren konnte. Ich denke dabei an die schönen Stunden in Ihrem Haus und die noch schöneren Spaziergänge, die mir so oft Ersatz für vieles waren, auf das ich verzichten muss.²⁸

23 CAHJP, P 132/6.

24 CAHJP, P 132/3, S. 175.

25 Ursel Cohn de Stark an Heinemann Stern, 30.05.1943, in diesem Band; dies. an Heinemann Stern, 05.09.1943. Ebd.

26 CAHJP, P 132/3, S. 181.

27 CAHJP, P 132/8.

28 Anni Kornreich an Heinemann Stern, 23.08.1940, in diesem Band.

Aus der aufrichtigen Verbundenheit, die Anni Kornreich ihm beim Abschied zusichert, spricht das starke Vertrauen als persönliche Motivation, die Hindernisse, die das transnationale Klassenzimmer bereithält, für eine Fortführung der Beziehung zu überwinden. Für die Beurteilung der Briefe hebt Stern im Geleitwort entsprechend hervor, dass es eben keine „objektiven“ Berichte“, sondern „blutvolle Bekenntnisse persönlichen Erlebens u. Reagierens“ seien.²⁹ Unlängst hatte er neben der Schule sein Zuhause zum Zufluchtsort seiner Schüler erklärt:

Als unsere Kinder ausgewandert waren und unser Heim vereinsamt, da zog ich einige, denen ich mich in besonderer Neigung verbunden wußte, in unser Haus, wo sie meiner Frau und mir durch ihre Jugend und treue Anhänglichkeit vielfach wiedergaben, was sie von uns empfangen zu haben glaubten. Dafür mußten wir natürlich auch wieder das Herzweh in Kauf nehmen, wenn sie in die weite Welt gingen.³⁰

Die Briefe erzählen das „Herzweh“ der anderen Seite der pädagogischen Vertrauensbeziehung. Sie erzählen aber vor allem auch von der „Haltung der Opfer“³¹ des Nationalsozialismus. Sie tragen so dazu bei, „die Katastrophe, die der Nationalsozialismus über die deutschen u. den grössten Teil der europäischen Juden heraufbeschworen hat, der Nachwelt in ihrer Totalität darzustellen“³².

Auch für die Schülerinnen und Schüler war die Suche nach einer Auswanderungsmöglichkeit existentiell, wie sich Inge Deutschkron erinnert:

Nachdem sich ein Staat nach dem anderen der Aufnahme von Juden aus Deutschland verschlossen hatte, wurde die Suche nach einem aufnahmebereitem Einwanderungsland zu einer Art „Gesellschaftsspiel“. Vielleicht könnte man hierhin oder auch dorthin ... Und die Finger wanderten unruhig auf der Landkarte hin und her. Oder: „Was ist eigentlich mit Paraguay?“ „Hast du schon Neuseeland probiert?“ „Ich habe gehört, daß der X ein Visum für Panama bekommen hat.“ „Zehntausend soll ein Visum nach Venezuela kosten.“³³

Inge Deutschkron mag das von der zionistischen Organisation Anfang der dreißiger Jahre in den Umlauf gebrachte Spiel *Alijah* vor Augen gestanden haben, als sie in ihrer Autobiographie *Ich trug den gelben Stern* die verzweifelte Suche der deutschen Juden nach einem aufnahmebereitem Land mit einem Gesellschaftsspiel verglich. Im spielerischen Lösen simulierter Hindernisse konnte *Alijah* Kinder und Jugendliche auf eine Auswanderung nach Palästina vorbereiten.³⁴ Auf der Fotografie von Herbert Sonnenfeld (Abb. 2) spielt es seine Frau Leni mit zwei Schülern der privaten Theodor-Herzl-Schule Berlin. An dieser

29 Stern: Geleitwort.

30 Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich?*, S. 237.

31 Stern: Geleitwort.

32 Ebd.

33 Inge Deutschkron: *Ich trug den gelben Stern*. München: dtv 1986, S. 46.

34 Palästina war von der Reichsvereinigung der deutschen Juden in ihrer Erklärung zu den Nürnberger Gesetzen als primäres Emigrationsziel benannt worden: „Die zentralen Institutionen für den Bereich der Emigration – die Hauptstelle für jüdische Wanderfürsorge, der Hilfsverein der deutschen Juden und das Palästinaamt – versuchten zwar, Juden bei ihrer Emigration zu unterstützen, betrieben aber



Abb. 2: Leni Sonnenfeld mit zwei Schülern der Theodor-Herzl-Schule beim Alijah-Spiel, Berlin 1935.

konnte ihr Vater Martin Deutschkron als Ehemann einer jüdischen Frau unterrichten, nachdem er bereits 1933 als überzeugter Sozialdemokrat vom nationalsozialistischen Regime aus dem allgemeinen Schuldienst entlassen worden war. Die Hindernisse einer Emigration waren für Inge Deutschkron und ihre Mutter mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 unüberwindbar geworden. Martin Deutschkron, der schon Anfang 1939 dank eines von seiner Cousine finanzierten Visums nach Großbritannien ausreiste, konnte, obwohl er das Geld dafür in England erbracht hatte, seine Tochter und Frau nicht mehr nachholen. Beide überlebten dank des couragierten Handelns von Otto Weidt. Der Besitzer einer hauptsächlich blinde und gehörlose Arbeiter beschäftigenden Bürstenwerkstatt versteckte und beschäftigte sie wie viele andere deutschen Juden heimlich und rettete sie so vor Deportation und Tod.³⁵

Am 2. Januar 1947, 16 Monate nach Ende des Zweiten Weltkrieges am 2. September 1945, schreibt Inge Deutschkron den ersten der insgesamt neun Briefe an ihren ehemaligen

selbst keine Emigrationspolitik. Als karitative Organisationen sahen sie ihre Aufgabe in der individuellen Hilfe, aber nicht in der übergreifenden Emigrationsplanung.“ (David Jünger: *Jahre der Ungewissheit. Emigrationspläne deutscher Juden 1933–1938*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016, S.259.)

35 1999 wurde ihm in den Räumen der ehemaligen Werkstatt in der Rosenthaler Straße 39 die von Studierenden eingerichtete Ausstellung „Blindes Vertrauen“ gewidmet. Diese wurde dank der Initiative von Inge Deutschkron in ein Museum umgewandelt und Dependance der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. 2008 wurde in den Räumlichkeiten des Hauses die Gedenkstätte Stille Helden eröffnet, welche an die Retter verfolgter Juden erinnert. Seit 2018 befindet sie sich zusammen mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in der Stauffenbergstraße. Das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt ist in der Rosenthaler Straße erhalten geblieben.

Lehrer und Schuldirektor Heinemann Stern. Seit fünf Monaten waren sie und ihre Mutter nach bald zehn Jahren Trennung bei Martin Deutschkron in England angekommen. Eingangs schildert sie die furchtzeretzten Jahre in wechselnden Verstecken. Dann aber drängen die Fragen in der von Krieg erschütterten unsicheren Gegenwart nach einer hoffnungsvolleren Zukunft. Wo und wie will Inge, die vorübergehend als Sekretärin im Kultusministerium arbeitet, zukünftig wirken? Will sie nach Deutschland zurückkehren oder will sie in England bleiben, wo der Vater mittlerweile Lehrer an einer sehr guten Schule war? Wozu rät ihr Stern? Heiraten, so macht sie ihm jedenfalls deutlich, komme für sie nicht in Frage:

Ich würde es als Betrug an dem Manne betrachten, den ich wahrscheinlich nie lieben könnte; denn alles, was zu einem jungen Menschen gehört, wie ein bißchen Lyrik und Romantik, ist doch bei mir in einen unendlich krassen Realismus übergegangen.³⁶

Wie Inge Deutschkron hat der ‚Umbruch‘³⁷ allen Korrespondentinnen und Korrespondenten in dieser Sammlung die Jugend gekostet, viel zu schnell mussten sie durch ihn ‚erwachsen‘ werden. Dabei weisen viele der Korrespondentinnen und Korrespondenten eine Beobachtungs- und Sprachgabe auf, die souverän, sensibel und wie bei Isi Laufer bildmächtig ist. Seinen Weg ins Internierungslager erzählt er Stern wie folgt:

Diese Menschen mit ihren Packen auf dem Rücken, diese Frauen mit ihren weinenden Kindern, das Geschrei der wahnsinnig gewordenen, das Verschlingen des alten trockenen Brotes. Dies alles konnte erschüttern, aber es hatte auch etwas Erhabenes in sich. Hier konzentrierte sich jüdische Leidensgeschichte. Hier erlebte man nicht nur den 29. Oktober 1938, sondern man erlebte Jahrtausende jüdischer Geschichte. Ich hatte vielleicht noch nie die jüdische Geschichte so gut begreifen können, wie in dieser Nacht, als ich mit meinem Vater über den Bahnhof schlich.³⁸

Isi Laufer, Anni Kornreich sowie Rose und Hannelore Hess, zwei Nichten von Heinemann Stern, kostete der nationalsozialistische Zivilisationsbruch das Leben.

Diejenigen, denen die Emigration gelang, melden sich von ‚Irgendwo auf der Welt‘. So bieten die Briefe auch ein eindruckliches Zeugnis für die Herausbildung eines weltweiten Netzwerks der deutsch-jüdischen Emigration; sie sind Zeugnisse einer Entwicklung, die in den letzten Jahren unter dem Stichwort des Transnationalismus neu erforscht und interpretiert wurde. Die Briefe kamen aus Palästina/Israel (5), Argentinien (2), Brasilien (1), Amsterdam (1), aus den USA (5), unter anderem aus New York und Portland, Oregon, aus Shanghai (2), England (5), dort aus Birmingham und London, aus Polen (2), dem Zielpunkt der ersten Deportation von sogenannten Staatenlosen im Oktober 1938, aus Australien (3), aus Riga in Lettland (1), aus Berlin (4), aus Johannesburg und Kapstadt in Südafrika (2), schließlich aus El Salvador (1). Der Ausgangspunkt und der allen

36 Inge Deutschkron an Heinemann Stern, 18.09.1947, in diesem Band.

37 Heinemann Stern verwendet diesen Begriff für den Systemwechsel 1933, also die Machtübergabe an die Nationalsozialisten und ihre Konsequenzen.

38 Isi Laufer an Heinemann Stern, 13.03.1939, Grenzlager in Polen, in diesem Band.

Korrespondenten gemeinsame Bezugspunkt ist Berlin. Während die Heimatstadt unter der Diktatur zur Fremde wurde, nahmen sie ein Stück Vertrautheit mit in die Emigration und hielten im Austausch daran fest.³⁹

Die Themen der Briefe sind so vielfältig wie die Lebenswege, die Alltagserfahrungen und die Zukunftshoffnungen der unterschiedlichen Persönlichkeiten. Sie umfassen einen Zeitraum von 18 Jahren und sprechen die Herausforderungen der jüdischen Gemeinde in Shanghai ebenso an wie Fragen der Apartheid in Südafrika oder der Arbeitsorganisation in den Ica-Kolonien in Argentinien. Religion, Philosophie und Literatur – die Gegenstände des Unterrichts – fehlen nicht, einige Male drehen sich Textpassagen um die Schullektüre. Sterns noch zu Schulzeiten ausgeborgten Lessing kennt Ursel Cohn de Stark „bald auswendig“, aber auch neue Literatur wird ausgetauscht und zurückgeschickt. Als ihm Ursel Finke das Buch *Der NS-Staat* von Eugen Kogon zuschickt, bekundet Stern offen sein Desinteresse. Pakete mit allerlei Waren versenden die Sterns vor allem an sie und Gisela Scheer. Beide pflegen das Grab von Sterns 1941 verstorbener Mutter auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee. Neben dem Austausch von alltäglichen Fragen, Wünschen und Hoffnungen empfinden viele seiner ehemaligen Schüler und Schülerinnen auch den geistigen, intellektuellen Austausch als heilsam gegen die „geistige Entwurzelung und Vereinsamung“,⁴⁰ die mit der Emigration einhergeht. Das geht auch Stern so. Seiner beruflichen Aufgaben beraubt, wird ihm der Briefwechsel „ein vollwertiger Ersatz für die frühere Tätigkeit am Vortragspult u. Schreibtisch“.⁴¹

Wie Hiltrud Häntzschel gezeigt hat, ist das Briefeschreiben im Exil bestimmten Begrenzungen unterworfen. Man schreibt Erlebtes unmittelbar nieder, weiß aber nicht, wann die Information beim Briefpartner ankommt. Man „spricht nicht für sich, sondern wendet sich an jemanden“, oft sehr dringlich. Briefe überwinden Grenzen, aber sie können auch zensiert, beschlagnahmt, von anderen mitgelesen werden. Angst vor Verfolgung kann zur Selbstzensur führen; aber die Briefe als Zeichen der Zusammengehörigkeit werden als so wichtig empfunden, dass man auf das Schreiben nicht verzichten will: „Wie sehr der Erhalt von Briefen der gewaltsam getrennten Person herbeigesehnt wird und welches Fest sein Eintreffen und seine Lektüre bereiten, das steht in jedem der Antwortbriefe.“⁴²

Die drei Briefe der ersten Briefeschreiberin Berta Jassy nimmt Stern in seinen Erinnerungen zum Anlass, seine kritische Position sowohl der Orthodoxie wie auch dem Zionismus gegenüber zu erklären, wenn er von seiner und Johanna Sterns Palästina-reise erzählt. Dort war Gretel 1938 Mutter geworden. Ihre Großelternwürde bildete den Anlass für ihre erste und letzte Palästina-reise Anfang des Jahres 1939. Berta, eine

meiner intelligentesten und reifsten Schülerinnen, ein Mädchen aus orthodoxem ostjüdischem Milieu, dabei von tiefster Religiosität, kam in einen der bekanntesten gesetzestreu-

39 Joachim Schlör: Irgendwo auf der Welt: German-Jewish Emigration as a Transnational Experience. In: Jay Geller / Leslie Morris (Hrsg.): *Three-Way Street: Jews, Germans and the Transnational*. Ann Arbor: U of Michigan P 2016, S. 220–239.

40 Martin Hochdorf an Heinemann Stern, 10.09.1947, in diesem Band.

41 Stern: Geleitwort.

42 Hiltrud Häntzschel: Der Brief – Lebenszeichen, Liebespfand, Medium und Kassiber. In: Dies. / Silvia Asmus / Germaine Goetzinger / Inge Hansen-Schaberg (Hrsg.): *Auf unsicherem Terrain. Briefeschreiben im Exil*. München: Text + Kritik 2013, S. 19–32, hier S. 20.

Kibbuzim. Schon in ihrem zweiten Brief berichtete sie von einer beginnenden religiösen Wandlung, die sie beunruhigte. Die Ursache der Wandlung glaubte sie im Zweifel an der Göttlichkeit der Thora zu erkennen. Die Folge war, daß sie mit dem bisherigen religiösen Leben brach, den Kibbuz verließ und sich in ihrer materiellen Existenz wie in ihrem religiösen Leben durchaus auf eigene Füße stellte.⁴³

Diese Entwicklung vergleicht Stern nun mit jener von dem 1938 geborenen Neffen zum Zionisten. In einem Gespräch mit dem Onkel erklärte dieser Stern zufolge:

Wir mußten Zionisten werden, weil wir die Religion verloren hatten und Juden bleiben wollten. Ob nun bei meiner Schülerin [...] nicht derselbe Vorgang stattfand, indem das nationale Gefühl das religiöse substituierte? Wenn dem so wäre [...], dann hätte man auch die Erklärung dafür, daß bei solchen Individuen und Massen der Nationalismus nur zu leicht die Inbrunst oder gar den Fanatismus der Religiosität annimmt – und dann ist es einerlei, ob es sich um Juden oder Nichtjuden handelt.⁴⁴

Für die praktische Lebensbewältigung blieb Stern den Ehemaligen mit seinen Briefen erhalten. Als sie am 17. Mai 1940 bei Lutz in Rio ankommen, werden die Briefe „eine Quelle des Trostes und der Beruhigung in leeren und trüben Stunden, und zu den Hoffnungen, mit denen wir das Ende des Krieges erwarten, gehört auch die, daß wir die Verbindung mit unseren unvergessenen Wahlkindern wieder aufnehmen können“, schreibt Stern Anfang der vierziger Jahre in seinen Erinnerungen.⁴⁵ Es ist eine Hoffnung, die sich zumindest in Teilen erfüllt hat, wie die vorliegenden Korrespondenzen erzählen. Sie unterstreicht seinen größten Abschiedswunsch, dass „eine barmherzige Zukunft an ihnen gut machen würde, was eine erbarmungslose Gegenwart ihrer Jugend schuldig geblieben sei.“⁴⁶ Gisela Scheer schreibt am 21. November 1947 über das alte Schulgebäude, das Zentrum und der Ausgangspunkt all dieser Briefe:

Sie fragen mich, ob unsere Schule noch steht. Ja, eigentlich ist es traurig, aber ich kann es nicht sagen. Für uns Berliner, die das letzte Kapitel hier erlebt haben, ist die Große Hamburger Straße u. gerade unsere Schule ein grauenvoller Begriff. Die Nazihunde haben nämlich zuletzt die Transporte in der Schule gesammelt u. von dort in den Tod gesandt. Einmal in der illegalen Zeit musste ich abends die Oranienburger Straße entlang gehen. Ich traute mich kaum, einen Blick in die Gr. Hamburger zu werfen. Auf unserer Schulseite waren das ganze Altersheim entlang Scheinwerfer in Höhe der 1. Etage angebracht, die ihr Licht diagonal auf die andere Straßenseite warfen. Dazwischen patrouillierten die bewaffneten Gestapomörder. Der Anblick dieser gespenstischen Straße war entsetzlich. Aus all diesen Anlässen habe ich bisher vermieden, nach der Schule zu sehen. Sowie ich aber zur Gemeinde muss, will ich mich überwinden. In einem der nächsten Briefe schreibe ich dann, wie es dort aussieht.

43 Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich?*, S.273.

44 Ebd., S.274.

45 Ebd., S.237.

46 Stern: Geleitwort.

Heinemann Stern starb nach einem langen Herzleiden – „wenn das Herz auch allmählich krank wurde, alt wurde es nicht; dafür sorgte die Jugend“⁴⁷ – kurz vor seinem neunundsiebzigsten Geburtstag am 19. Dezember 1957. In seinem Nachruf für die Associação religiosa Israelita do Rio de Janeiro erwähnt Rabbiner Dr. Lemle auch die Bedeutung der Briefe für den Verstorbenen:

ZU LERNEN, ZU LEHREN UND ZU VERWIRKLICHEN wurde in seinem Leben zur Erfuellung gebracht. [...] Dass es ihm vergoentt war, das Gelernte und Gelehrte verwirklicht zu sehen, dessen durfte er sich gerade in den letzten Jahren seines Lebens bewusst werden. Nach allen Seiten der Welt waren seine Schueler verstreut und von ueberall her blieben sie dem Meister innig verbunden.⁴⁸

Editorische Notiz

Die hier präsentierten Briefe an Heinemann Stern basieren auf dem Manuskript, welches in den Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP) in Jerusalem aufbewahrt wird. Eine weitere Kopie, in Teilen abweichend, befindet sich im Archiv des Leo Baeck Instituts. In den am CAHJP befindlichen Beständen zu Stern liegt auch eine Auflistung fast aller vollständigen Namen der Korrespondenten und Korrespondentinnen bei, ohne die eine Identifizierung der meisten Schreibenden nicht möglich gewesen wäre. Anhand dieser Liste konnten über die Briefe hinausgehende Informationen unterschiedlichen Umfangs zu den einzelnen Persönlichkeiten zusammengetragen werden. Die biografischen Skizzen, soweit sie ermittelt werden konnten, gehen den jeweiligen Briefwechseln voraus. Zumeist werden hier Auskünfte über die Personen gegeben, die nicht aus den Briefen selbst hervorgehen. Die begleitenden Fotografien stammen, wenn nicht anders vermerkt, aus dem Manuskript der CAHJP. Sie wurden Heinemann Stern von einigen seiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler geschickt; auf sie wird zumeist Bezug in der jeweiligen Korrespondenz genommen.

Wir haben uns dafür entschieden, bei der Wiedergabe des Manuskripts die sich darin befindlichen Verschlüsselungen unberührt zu lassen, sie aber dort, wo es möglich war, durch die Klarnamen zu ergänzen. Die Verschlüsselung – bei der die Anfangsbuchstaben der Namen der Briefpartner um einen Buchstaben im Alphabet nach vorne verschoben wurden (J. E. steht beispielsweise für I. D., also Inge Deutschkron) – führt natürlich zu der Frage, wieweit Heinemann Stern als potentieller Herausgeber noch weiter in die Texte eingegriffen hat. Diese Frage ist schwer zu beantworten, da die Originalbriefe nicht vorliegen. Es gibt Stellen im Manuskript, die von einer unbekanntenen Hand (womöglich Stern selbst) durchgestrichen worden sind; es gibt handschriftliche Nachsätze und Ergänzungen, und an manchen Stellen drängt sich die Vermutung auf, Heinemann Stern wollte bestimmte Themen – politische, aber auch familiäre – vermeiden und in der geplanten Publikation auslassen, um seine Briefpartner (oder auch sich selbst) zu schützen. Das mag zum Beispiel im Briefwechsel mit Gisela Scheer und der von ihr geäußerten Kritik an den Lebensbedingungen in Israel der Fall gewesen sein, oder auch bei Äußerungen über das Leben

47 Stern: *Warum hassen sie uns eigentlich?*, S. 236.

48 Nur als Zeitungsausschnitt im Nachlass erhalten (CAHJP, P 132/2).

im Nachkriegsdeutschland. Wir wissen es aber nicht. Selbst die Ordnung der Briefe, wie die von Stern selbst gelegentlich vorgenommenen Eingriffe (Kürzungen, Erläuterungen, Verweise) folgt wohl einem Plan, der aber nicht mehr nachzuvollziehen ist. Wir haben uns bemüht, in Zweifelsfällen die von ihm selbst zusammengestellte Sammlung zu konsultieren, aber auch hier bleiben Fragen offen. Es gab wohl eine von ihm vorgesehene Dramaturgie – aber wir kennen sie nicht.

Wir haben uns dafür entschieden, auch die durchgestrichenen Briefe mit in die Edition aufzunehmen, uns aber Spekulationen über die Gründe für solche Eingriffe zu ersparen. Offenkundige Tippfehler wurden stillschweigend berichtigt, ansonsten aber die originale Schreibweise beibehalten. Die von Stern im Manuskript vorgenommenen Auslassungen sind mit „(...)“ wiedergegeben, seine Annotationen sind, dem Originalmanuskript folgend, mit +, ++ etc. angegeben. Für den Lesefluss notwendige Ergänzungen und Korrekturen stehen in eckigen Klammern im Text, längere Erläuterungen finden sich in den Fußnoten. Die Reihenfolge der Briefeschreibenden hat Heinemann Stern festgelegt. Die Reihenfolge der jeweiligen Briefe markieren kleingeschriebene Buchstaben in Klammern. Eine Originalseite aus dem Manuskript ist im Briefwechsel mit Inge Deutschkron abgebildet. (Abb. 23)

Das Buch wurde durch großzügige Spenden der Inge Deutschkron Stiftung und der Ursula Lachnit-Fixson-Stiftung ermöglicht. Beiden Stiftungen, insbesondere Ilka Keuper und André Schmitz, Kathrin Schwarz und Hermann Simon, sprechen wir unseren herzlichsten Dank aus.⁴⁹

Für die Bereitstellung des Manuskripts von Heinemann Stern und der darin enthaltenen Fotografien danken wir Inka Arroyo Antezana von den Central Archives for the History of the Jewish People. Katrin Quirin hat eine erste Transkription des Manuskripts angefertigt. Bei der Personenrecherche behilflich waren uns Ulrike Neuwirth und Susanne Schuur vom Archiv des Jüdischen Museums Berlin, Sabine Hank und Barbara Welker vom Archiv der Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum, Bianca Welzing-Bräutigam vom Landesarchiv Berlin und Barbara Schieb von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Weitere Materialien haben Inge Deutschkron, Claudine Fried, Martin Hochdorf, Deborah Katz, Vivian Mehlman, Martin und Raymond Pulverman, Elaine Sisman sowie Gerald Westheimer zur Verfügung gestellt.

Aubrey Pomerance, Eva Rohland und Joachim Schlör
Berlin, im August 2019

49 Mehr Informationen zu der Aufklärungsarbeit, dem Beitrag des aktiven Gedenkens an die Schrecken des Nationalsozialismus und dem bürgerschaftlichen Engagement durch die Stiftungen finden sich auf: <http://www.inge-deutschkron-stiftung.de> bzw. auf <http://www.ursula-lachnit-fixson-stiftung.de/> (Zugriff am 20.08.2019).

Das Projekt wurde unterstützt durch die Inge Deutschkron Stiftung und die Ursula Lachnit-Fixson Stiftung.

**Inge
Deutschkron
Stiftung**

URSULA LACHNIT-FIXSON
STIFTUNG



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 Neofelis Verlag GmbH, Berlin
www.neofelis-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marija Skara
Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (fs / vf)
Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden
Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.
ISBN (Print): 978-3-95808-242-7
ISBN (PDF): 978-3-95808-292-2